

Gefangenschaft und Heimkehr

1945 - Kriegsende im Doppelpack

Diese Überschrift ist historisch so nicht haltbar, weil der Krieg ja tatsächlich am 8. Mai endete. Für mich habe ich aber das Ende doppelt erlebt. Hierüber will ich berichten.

Als gerade Siebzehnjähriger wurde ich im Spätsommer 1944 noch Soldat. Wir wollten helfen noch zu retten, was nicht mehr zu retten war. Nach der Kurzausbildung kamen wir im Februar 1945 zum Einsatz. Als ein zusammengewürfelter Haufen wurden wir von den schnellen amerikanischen Panzerverbänden, selbst hinhaltend kämpfend, entlang der Autobahn Oberhausen-Berlin, bis in den Raum südöstlich von Braunschweig gedrängt. In dem kleinen Dorf Eitzum bei Schöppenstedt war dann am 11. April der Krieg für uns vorbei. Wir waren jetzt Gefangene der Amerikaner. In mehrtägiger Fahrt auf offenen Mannschaftswagen erreichten wir, nachts auf Wiesen oder Feldern kampierend, an Hildesheim und Detmold vorbei, ein Auffanglager in Brackwede.

Meine gleichaltrigen Kameraden Günther Rahm und Otto Linne aus Arnsberg und ich versuchten, stets zusammen zu bleiben. Am siebzehnten April kursierte wieder einmal eine neue Sch...hausparole:

„Heute geht's ab nach Belgien, Ziel sollen die Kohlenbergwerke dort sein". Doch diese Parole sollte schnell Wirklichkeit werden. Gegen achtzehn Uhr Abmarsch zum Bahnhof. Wir erwischten einen offenen Waggon, einen sogenannten Kohlenwagen. Unsere Gedanken waren: Entweder Kohlengruben oder wenigstens den Versuch wagen abzuhausen. Wenn, dann musste es noch vor dem Ruhrgebiet sein. Bei der Einfahrt des Zuges in den Großbahnhof Hamm verlangsamte sich das Fahrtempo. Jetzt oder nie: über die Bordwand auf die Puffer und ... springen. Alle drei waren wir leicht lädiert, aber lebend im Gleisschotter gelandet.

Nichts wie weg! Wir fanden ein nahes Gehölz als Versteck. In einem Bombentrichter verbrachten wir die erste „Nacht in Freiheit". Die Morgendämmerung zog auf, und wir konnten uns jetzt orientieren. Heessen, ein Vorort von Hamm! Von hier aus mussten wir uns in Richtung Osten bewegen. Die ersten Häuser von Dollberg kamen in Sicht. Gleich im ersten Haus klopfen wir an. Eine Frau öffnete und zog uns schnell hinein. „Jungens, wo kommt ihr denn her? Schnell in die Deele. Ich besorge euch Zivilkleidung." Raus aus den Wehrmachtsklamotten, waschen und rein ins Zivilzeug.

Wir sahen jetzt aus wie andere Jungen auch. Was uns noch kenntlich machte, waren unsere Erkennungsmarken. Die müssen wir behalten, sonst sind wir Namenlose. Nach einem kleinen Happen Essen ging es weiter Richtung Lippborg. Die Lippe! Sch..., da müssen wir rüber. Da es keine Brücken mehr gab, die ohne Bewachung waren, mussten wir also durch das Wasser. Am Rande des Uentroper Waldes erreichten wir das Südufer. Nass und frierend kamen wir gegen Abend in das Dorf Thöningsen bei Oestinghausen. Wir nächtigten hier in der Scheune eines Bauern.

Am neunzehnten April ging's morgens auf zum Möhnesee. Zwischen Sassendorf und Soest durch, erreichten wir gegen sechzehn Uhr die Wameler Brücke. Ein fischender Junge setzte uns ans Südufer über. Dort warfen wir unsere Erkennungsmarken in den See. Ab jetzt waren wir Namenlose. Die beiden Arnsberger setzten sich in Richtung Heve-Becken ab. Ich traf in Völlinghausen an der Möhnestraße wieder auf eine Gruppe Amerikaner, Panzer und andere Fahrzeuge. Was jetzt? Nur Mut, einfach vorbeigehen. Keiner nahm von mir Notiz. Als ich aus der Sichtweite der Amis war, begann ich zu laufen. Seitenstiche, gehen und weiter laufen.

Zwischen Allagen und Sichtgrov ging vor mir ein Mann auf der Straße. Er hatte einen schnellen Schritt und trug eine kleine Milchkanne in der Hand. Als ich auf seiner Höhe war, erkannte ich den Mann. Das gab's doch nicht, Vater Steinbach aus Beleck, der Vater von Eugen. Eugen und ich kamen 1943 zusammen und freundeten uns an. Ehe wir aber Neuigkeiten austauschen konnten, mahnte Vater Steinbach zur Eile: „Es ist gleich halb sieben. Dann sind die Polen und Rumänen im Lager vor dem Kloster beim Abendbrot." Wir kamen unbehindert durch. Erst jetzt erfuhr ich, dass Eugen gefallen war. Wir gingen lange schweigend

nebeneinander her. Wer uns so sah, konnte glauben, da gingen Vater und Sohn. Endlich der Name „Belecke“. Beim Clemensheim wieder Panzer. Kroll-Schlüters Haus in Schutt und Asche. Die Möhnebrücke notdürftig repariert. Im und am Hotel Cruse jede Menge Soldaten und Ge- rät. Mit Glückwünschen für die nächste Zeit und dem Hinweis, mich nicht erwischen zu lassen, trennten wir uns vor Scheffels Haus.

Nur noch zwei- bis dreihundert Meter, dann hatte ich es geschafft. Oberhalb von Ebberts, an Sümpelmanns Garten, kamen mir zwei Jungen entgegen. Sie waren so mit sich beschäftigt, dass ich fast unerkannt vorbeigehen konnte. Jetzt stutzten sie aber doch: war das nicht - ? Mein Bruder Karl und Me- nolf Zurgeißel „Das gibt's doch gar nicht, wo kommst du denn her? Komm erst mal runter von der Straße. Die polnischen Hiwis (Hilfswillige) mit Armbinde spielen heute wieder verrückt!“ Rein in Sprengers Gasse und dann - endlich geschafft!

Große Freude bei der Familie, doch auch die Sorge, ob das mal gut geht. Erst einmal war der Jüngste der drei Soldaten wieder zu Hause. Ein entflohener Kriegsgefangener, und der Krieg war noch nicht zu Ende.

In den nächsten Tagen blieb ich ausschließlich im Haus. Wie lange noch? Ich musste warten bis zum achten Mai, dem Tag der Kapitulation.

An diesem Tag war ich zum Zuwerfen der Schüt- zengraben bei Kohlen-Schulten befohlen. Es schien ein schöner, warmer Tag zu werden. Ich zog ein Hemd mit kurzem Arm und meine kurze HJ-Hose, Socken und Schnürschuhe an. Wir hatten eben mit der Arbeit begonnen, da kam ein Jeep vorgefahren. Neben dem Fahrer und einem Sergeanten waren noch der Dolmetscher Voss und meine Schwester Mia im Fahrzeug: „Helmut, du sollst mitkommen, du bist verhaftet.“ Ich setzte mich auf den Platz von Mia, und dann ging es ab zur Kommandantur ins Hotel Cruse.

Ein Leutnant befragte mich. Zuerst noch harmlos, dann aber: „Du SS-Mann, wir kennen deine Mel- dung vom Sommer '44 zur SS-Truppe. Du hast dich sogar freiwillig gemeldet!“ „Ja, das ist wahr, ich bin aber nur 1,65 Meter groß und wurde deshalb abge- lehnt.“ Die beiden Buchstaben „SS“ weckten bei den umstehenden Soldaten Interesse und lösten gleich Emotionen aus. Mit Schlägen und Tritten wurde ich in die Waschküche abgeführt. Dort saßen schon einige Landser, die man in Uniform aufge- griffen hatte.

Am späten Nachmittag hörten wir dann Freudenschreie „War is over, war is over!“ Der Krieg ist vorbei! Tagsüber hatten die Soldaten schon kräftig Alkohol getankt. Jetzt zum Abend hin wurde daraus ein Besäufnis. Ein Soldat, der schon morgens beim Verhör interessiert zugehört hatte, flippte jetzt aus, holte mich aus der Waschküche und stellte mich im Flur an die Treppenwand. „Du SS, du jetzt kaputt!“, dabei fuchtelte er ständig mit seinem Revolver vor mir herum. So fühlt sich das also an, wenn man kalten Stahl auf warmer Haut zu spüren bekommt, dachte ich. Gleichzeitig wusste ich nicht, sollst du dich zuerst unten oder oben entleeren? Die Schließ- muskeln blieben dicht. Ein vorbeigehender Soldat schätzte meine Situation und die seines Kameraden richtig ein. Er nahm diesem die Waffe ab und schob ihn in den Wirtsraum zu den anderen. Ich stand noch immer vor der Wand. Nach einem kräftigen Tritt in den Hintern stolperte ich in die Waschküche zurück. Kommentar der älteren Soldaten: Junge, Junge, das war aber knapp.

Am nächsten Tag musste ich aufräumen und den „Saustall“ schrubben und putzen. Am Donnerstag wurden wir ins Amtsgefängnis nach Warstein transportiert. Bei Brot und Wassersuppe saß ich dort fast drei Wochen, bis zum 27. Mai 1945 hinter Gittern. „Wer einmal aus dem Blechnapf frisst“, vergisst das nicht. In den drei Wochen hatte ich genügend Zeit, über die siebzehn Jahre meines jungen Lebens nach- zudenken.

Der 27. Mai war ein sonniger Tag, ich war frei. Erst jetzt war für mich der Krieg zu Ende.

Erst an der Front, dann in Gefangenschaft

Man kann die Kriegszeit nicht beschließen, ohne Einzelschicksale der Belecker Soldaten in der Kriegsgefangenschaft zu beleuchten. Bei unseren Nachforschungen haben wir manche alte Wunden wieder aufgerissen, dem Einen oder Anderen schlaflose Nächte bereitet, teils mit dem Ergebnis: „Fragt uns nicht, wir wollen das alles vergessen.“ So ist vieles verborgen geblieben, was die Gleichaltrigen und vor allem die jüngere Generation wissen sollte als Abschreckung vor neuen Kriegen. Viele, die in russischer Kriegsgefangenschaft jahrelang gelitten haben, sind bereits tot, teils an den Folgen von Hunger, an den Gebrechen und Leiden, die sie sich dort geholt haben, gestorben. So können wir leider nur wenig berichten. Ob es beispielhaft für viele andere ist, können wir nicht garantieren. Eine Tatsache trifft für alle Soldaten und Kriegsgefangenen zu: Sie haben die schönsten Jahre ihres Lebens sinnlos geopfert, sowohl die, die 1937/38 zum Wehrdienst eingezogen wurden, übergangslos in den Krieg ziehen mussten und teilweise nach Gefangenschaft erst 1948/49 nach elf oder zwölf Jahren in die Heimat zurückkamen, wie z.B. Heinrich Müller-Schellewald, als auch die, die kurz vor Kriegsende mit sechzehn Jahren als Kanonenfutter an die Front geschickt wurden.

Im Jahre 1944 hatte die deutsche Armee riesige Verluste sowohl im Osten auf dem Rückzug als auch im Westen nach der Landung der Engländer und Amerikaner in der Normandie am 6. Juni 1944.

Die kriegsfähigen Jahrgänge standen an der Front - ausgeblutet. Neuen Nachschub konnten nur die jüngeren Jahrgänge bringen, die noch nicht im Mannesalter waren und zu jung zum Kriegführen. Aber das kümmerte die Nazis nicht.

So fanden im Jahre 1944/45 folgende Musterungen und Einberufungen statt (S. 199). Nennen wir die drei Jüngsten, die mit sechzehn Jahren Soldat werden mussten: Albert Petrasch, geb. am 24.04.1928, gefallen 23.12.1945, Johannes Löffeler, geb. am 4. August 1928 und August Blecke (Köakel) geb. am 2. Oktober 1928.

Januar 1944	Musterung Jahrgang 1927
März/April 1944	Einberufung Jahrgang 1926
September 1944	Einberufung Jahrgang 1927
November 1944	Musterung Jahrgang 1928
November 1944 bis Januar 1945	Einberufung zum RAD und zur Wehrmacht Jahrgang 1928
März 1945	Musterung zur Wehrmacht und Einberufung zum RAD Jahrgang 1929

Johannes Löffeler hat seine Kriegs- und vor allem seine Gefangenschaftserlebnisse unserem Arbeitskreis geschildert, die wir hier dem Inhalt nach getreu wiedergeben:

„Nach meiner Schulentlassung 1943 wollte ich eine

Ausbildung als Verwaltungslehrling bei der Amtsverwaltung Warstein beginnen. Das Ausleseverfahren hatte ich bestanden. Aber wie das Schreiben des Amtsbürgermeisters Gierig an meinen Vater ausweist, waren weder mein Vater noch ich politisch zuverlässig. Ich wurde abgelehnt.

Der Amtsbürgermeister

Fernruf Nr. 492

Aktenz. II.L.St.z.-A Warstein, den 24. November 1942
(Sauerland)

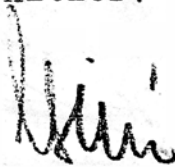
Herrn
Frisör Johannes Löffeler
in
B e l e c k e .
=====

Von den Angehörigen des öffentlichen Dienstes wird volle Hingabe und jederzeitiger Einsatz für den nationalsozialistischen Staat verlangt. Diese Voraussetzungen sind bei Ihnen bezw. Ihrem Sohn nicht völlig gegeben.

Aus diesem Grunde kann die Einstellung Ihres Sohnes in der öffentlichen Verwaltung nicht erfolgen.

Die der Bewerbung beigefügten Unterlagen liegen wieder bei.

Heil Hitler!

A handwritten signature in dark ink, appearing to be 'H. Müller', is written below the typed text 'Heil Hitler!'. The signature is somewhat stylized and cursive.

So begann ich am 01.04.1943 bei den Siepmann-Werken eine Lehre im kaufmännischen Zweig. Am 17. November 1944 musste sich der Jahrgang 1928 zur Musterung um 7.30 Uhr in der Rektoratsschule in Warstein vorstellen.

Ich war gerade sechzehn Jahre und drei Monate alt, geboren am 4. 08. 1928, mein Freund August Blecke (Köakel) war erst am 2. Oktober sechzehn Jahre alt geworden. Schon am 28. November kam die Einberufung zum RAD (Reichsarbeitsdienst) nach Kreuztal.

Nur wenige (zwei Jungen) unseres Schuljahrgangs wurden einberufen. Bestand in meinem Falle ein Zusammenhang mit dem Schreiben des Amtsbürgermeisters vom 24. 11. 1942? Die sechs Wochen RAD entpuppten sich als Ausbildung zum Soldaten. Am 8. 01. 1945 war ich zwar wieder zu Hause. Aber da lag schon der Stellungsbefehl zur Infanterie nach Iserlohn, wo ich am 18.01. in der Kaserne zu sein hatte. Die Front rückte näher, die Amerikaner überquerten den Rhein. Im März/April versuchten sie, den Ruhrkessel zu schließen. Am Tag, als in Belecke die Beschießung begann, am 5. April 1945, kam ich bei Lübbecke in Ostwestfalen in Gefangenschaft. In Ostende wurde ich der Gruppe zugeteilt, die nach Swanwick, einer Stadt in einer Industrieregion Mittelenglands, ins Gefangenenlager transportiert wurde.

Im Lager gab es viel Arbeit, aber wenig Essen. Wir hatten immer Hunger, zumindest im ersten Jahr. Eingesetzt war ich in der Landwirtschaft, im Steinbruch, beim Straßenbau und am Hochofen. Wir wurden auch für unsere Arbeit „bezahlt“. Bis zum Herbst 1946 gab es sogenanntes „Lagergeld“, keine echte Währung. Der Lohn für eine Woche entsprach dem Preis einer Schachtel Zigaretten. Dafür konnten wir im Lager-Shop z. B. Zigaretten kaufen. Wir mussten davon aber auch Zahnbürste, Zahnpasta und andere Toilettenartikel berappen.

Später wurde der Lohn verdoppelt und in echtem englischen Geld ausgezahlt. (Am 27.06.1957 erhielt ich von der Heimkehrerbetreuungsstelle des Landkreises Arnberg für die Zeit meiner Gefangenschaft vom 5.04.1945 bis zum 21.05.1948 ein Entgelt von 510 DM. Aber das kam nicht aus England, für das wir gearbeitet hatten.) Das war die Zeit ab Herbst

1946, als wir Ausgang bekamen bis zum Beginn der Dunkelheit, spätestens bis 22 Uhr. Bei einem solchen Ausgang wurden mein Kamerad und ich von einer etwa 45-jährigen Frau angesprochen und nach Hause eingeladen. Sie hatte Mitleid mit den mageren und hungernden 17-Jährigen. Wir wurden reichlich gepflegt - und ab dann regelmäßig am Wochenende zum Essen eingeladen. Es war eine einfache Bergarbeiter-Familie, aber sehr religiös. Mein Kamerad wurde verlegt, ich aber habe die Gastfreundschaft der hilfsbereiten Familie Leam jedes Wochenende mit Mittagessen, Tea-Time und Abendessen genossen. Meine Zimmerkameraden im Lager profitierten mit, weil sie meine Lager-Portionen an diesen Tagen unter sich aufteilen konnten. Mit dieser englischen Familie habe ich jahrzehntlang echte Freundschaft gepflegt. Sie ist einige Male in Deutschland gewesen. Sie hat uns nach England eingeladen. Viele Belecker haben Mrs. Winny Leam - ihr Mann ist bald nach dem Krieg gestorben - kennengelernt.



Ehepaar Joh. Löffeler und ihre englische Gastgeberin 1985

Im Lager wurden wir in drei politische Kategorien eingeteilt: Nazigegner, Mitläufer und echte, überzeugte Nazis. Ich wurde der letzten Gruppe zugeteilt, wie alle Männer unter 25 Jahren. Man nahm einfach an, dass alle jungen Deutschen überzeugte Nazis waren oder dazu gemacht worden waren.

Als ich davon in einem Brief nach Haus berichtete, schickte mir mein Vater den ablehnenden Brief des Amtsbürgermeisters Gierig (siehe oben). Nach Kenntnisnahme durch den Lagerkommandanten stufte man mich als Mitläufer ein.

Meine Rückkehr

Am 21.05.1948 wurde ich aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen und setzte am 23.05.1948 offiziell meine Lehre bei den Siepman-Werken fort, die ich im übrigen am 31.03.1949 abschloss. Ich gehörte der zweitletzten Gruppe an, die nach Hause durften. Das Entlassungssystem der Engländer berücksichtigte das Datum der Gefangennahme. Wer eher in Gefangenschaft geraten war, durfte eher gehen. Zu meiner Gruppe gehörten die, die im April gefangen genommen worden waren, die letzte Gruppe umfasste die Mai-Gefangenen von 1945.

Dass wir 1948 entlassen wurden, hatten wir der Tatsache zu verdanken, dass die Engländer sich um die erste Nachkriegs-Olympiade beworben hatten, die dann auch 1948 in London stattfand. Nach dem antiken olympischen Gedanken darf die Olympiade nicht während eines Krieges ausgetragen werden, nicht in einem kriegführenden Lande, und es dürfen auch keine Kriegsgefangenen mehr zurückgehalten werden. Welch ein Glück für uns!

Natürlich hatte ich meine Rückkehr und die genaue Ankunft in der Heimat brieflich angekündigt. Als ich in Belecke aus dem Zug stieg, empfingen mich die Familie, der Jahrgang, die Freunde, die Bekannten. Hunderte begrüßten mich auf meinem Weg vom Bahnhof bis zum Elternhaus in der Lanfer. Es war überwältigend. Noch heute läuft mir ein Schauer über den Rücken, wenn ich daran zurückdenke.

Ja, meinen siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Geburtstag habe ich hinter Stacheldraht eines Kriegsgefangenen-Lagers „gefeiert“. Aber unvergesslich bleibt mir auch die Hilfe und die Freundschaft der englischen Familie Leam.

Johannes Löffeler

Johannes Löffelers Kriegsgefangenschaft endete am 21. Mai 1948. Wir erinnern uns, dass die letzten deutschen Kriegsgefangenen erst 1955 aus Russland zurückkehren durften, nachdem Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer in Moskau zäh mit der sowjetischen Führung verhandelt hatte. Aber auch in Belecke dauerte es noch vier Jahre und neun Monate nach Beendigung des Krieges, bis der letzte Spätheimkehrer wieder zu Hause war. Wir können nicht alle erwähnen, wollen aber die fünf letzten nennen

und auch zu Worte kommen lassen, soweit sie noch leben. Es kehrten zurück:

im Oktober 1949 Erich Grewe, Böttcherstraße, im November 1949 August Fischer, Wilkestraße im November 1949 Helmut Raulf, Sumpelmann, am Silvestertag 1949 Karl Richter, Lüwers, im Februar 1950 Willi Wessel, Hielhuisers.

Die Folgen des Krieges, die furchtbaren Entbehrungen und Lebensumstände in der Gefangenschaft haben bei dreien von den oben Erwähnten und bei manchen anderen Kriegsteilnehmern zu frühem Tode geführt, viele leiden noch heute an den Spätfolgen. Die folgenden Berichte enthalten sicher Ursachen und Erklärungen für all die Not und das Elend, denen diese Männer ausgesetzt waren und schließlich erlegen sind.

Erich Grewe, der fünftletzte Spätheimkehrer, berichtet von seiner Gefangenschaft

Von April 1945 bis zum 3. Oktober 1949 war ich in russischer Gefangenschaft. Die viereinhalb Jahre waren die schwerste Zeit meines Lebens. Freiheitsentzug, Demütigung, Hunger, Durst und der Tod ringsum waren die Begleiter der Gefangenen. Anfangs begegneten uns die Russen feindselig. Die Deutschen hatten ihren Rückzug nach dem Motto der verbrannten Erde durchgeführt. Wir waren in russischen Augen die Unmenschen, die Mörder, die ihr Land überfallen, verbrannt, verwüstet hatten und rund 20 Millionen ihres Volkes getötet hatten. Dafür ließen sie uns hungern, arbeiten bis zur völligen Erschöpfung, bis zum Sterben.

Nach der Gefangennahme in Berlin mussten wir teils ohne Schuhe oder Stiefel, nur mit Lappen an den Füßen hundert Kilometer bis Frankfurt an der Oder marschieren. Es gab weder Essen noch Trinken. Nahrungsmittel, die uns die Bevölkerung an den Wegrand gestellt hatte, wurden von den Wachposten weggeworfen oder ungenießbar gemacht. Zu Tausenden haben wir aus den Dorfteichen das dreckige Wasser getrunken und haben uns die Ruhr geholt, die für viele den Tod bedeutete. Wer schlapp machte und nicht mitkam, wurde erschossen und

blieb im Straßengraben liegen. Ab Frankfurt/Oder ging es - eingepfercht in Güterwaggons - über Küstrin, Posen, Moskau bis an den westlichen Rand Sibiriens. Drei Wochen dauerte die unmenschliche Fahrt. Das Pfeifen und Läuten der Transsibirischen Eisenbahn schrillt mir noch heute in den Ohren.

Im Ural führte uns ein dreitägiger Fußmarsch in unser „Lager“, ein Waldstück ohne Häuser, Hütten oder Baracken, nur eingezäunt mit Stacheldraht. Bis zum ersten Schneefall lebten wir im Freien. Das Sterben der Kameraden gehörte zum täglichen Leben. Die Strapazen waren für viele untragbar.

Wir wurden öfter verlegt. Das zweite Lager lag direkt an der Wolga. Holzeinschlag, Sägen im Sägewerk und Flößen, wobei wir bis zu den Knien im Wasser wateten, war unsere tägliche Arbeit.

Das nächste Lager war grausamer. Wir mussten zehn, zwölf und mehr Stunden arbeiten, und das bei einem Stückchen Brot, Wassersuppe und einem Teelöffel Zucker. Aus geschmolzenem Eis und Schnee und Brennesseln oder anderen Kräutern kochten wir uns eine Zusatzsuppe.

Bei einer Kälte von minus zwanzig Grad, machmal minus 30 Grad, hingen uns die Eiszapfen unter der Nase. Unsere Körper waren steif vor Kälte, und trotzdem hieß es: „Rabotti, rabotti!“ - Arbeiten, arbeiten. Das „Dawai, dawai!“ - vorwärts, vorwärts, verfolgt mich bis zum heutigen Tage.

Im letzten Waldlager versagten meine Kräfte. Ich wog keine fünfzig Kilo mehr, es war die Hölle. Im Lager lebten dreihundert deutsche Gefangene, aber täglich starben Männer an Unterernährung. Eines Morgens, als die anderen erschöpften Gefangenen sich in den Wald schleppten, um Bäume zu fällen in Schwerstarbeit, brach ich am Lagertor zusammen. - Es war meine Rettung!

Steifgefroren wurde ich von mehreren Wachposten brutal ins Lager zurück geschleppt. Eine Ärztin untersuchte mich und schickte mich in der folgenden eiskalten Nacht, bei dreißig Grad Kälte, in Stroh gehüllt auf einem Lastwagen in ein großes Lazarett. Mein Leben hing am „seidenen Faden“. Meine Krankheit nahm bedenkliche Formen an. Ich war fast blind, hatte Malaria und Ruhr. Zum „Donnerbalken“ musste ich getragen werden. Aber ich spür-

te, wie man sich um mich bemühte, hier wollte man mir helfen. Es war meine erste Begegnung mit russischen Zivilisten, und sie zeigten die guten Charakterseiten des russischen Menschen.

Ich musste meine Meinung über das russische Volk, durch Nazipolitik und Propaganda geprägt, grundlegend ändern. Trotz Stacheldraht und Bretterzäunen waren Deutsche und Russen aus Feinden zu Partnern, ja Freunden geworden.

Wir schrieben inzwischen das Jahr 1947. Wir waren gefangen hinter Stacheldraht, aber brauchten nicht mehr zu hungern, wurden anerkannt und gut behandelt. Die letzten Jahre der Gefangenschaft arbeitete ich im Bergwerk vor Kohle. Immer wieder hieß es: „Bald fahrt ihr nach Hause!“

Viereinhalb Jahre hat meine Gefangenschaft gedauert. Am Entlassungstag marschierten wir zum Bahnhof. Viele Russen standen an den Straßen oder an ihren Fenstern und riefen: „Doswi danja!“ - Auf Wiedersehen.

Obwohl die russische Gefangenschaft die schwerste Zeit meines Lebens war, obwohl ich fast fünf Jahre meiner Jugendzeit verloren habe, bleiben mir die russischen Menschen zum größten Teil als gastfreundlich und hilfsbereit in Erinnerung. Als Feinde haben wir ihr Land überfallen, von vielen haben wir uns als Freunde verabschiedet.

Erlebnisse in der Gefangenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg

Mit gerade achtzehn Jahren (geb. am 9.08.1924) bin ich am 18.10.1942 Soldat geworden. Am 4.11.1949 kehrte ich erst wieder nach Belecka zurück.

Als der Zweite Weltkrieg am 8.05.1945 zu Ende ging, befand ich mich mit Einheiten von Heer, Marine und Luftwaffe auf der Halbinsel Hela in der Ostsee (Danziger Bucht). Es handelte sich etwa um eine Stärke von 100.000 Personen. Der Ort Heisternest war unser Standort (14 Tage).

Am 8.05.1945 kam es zur bedingungslosen Kapitulation mit Garantie für Leben und Eigentum. Am 10.05.1945 ging es dann zu Fuß von der Insel Hela über Oxhöfft, Gdingen, Zopot, Oliva nach Danzig.

Nachts kampierten wir unter freiem Himmel. Verpflegung war nicht vorhanden; wir konnten jedoch unterwegs die Kartoffelmieten plündern.

Am 20.05.1945 überquerten wir die Weichsel bei Dirschau über eine von den Russen provisorisch hergerichtete Holzbrücke. Danach mussten sämtliche Unteroffiziere und Offiziere ihre Waffen abgeben. Auf Anfragen, wohin es eigentlich gehe, kam die lapidare Antwort „nach Hause“. So ging es Tag für Tag weiter in östliche Richtung bis ins Sammelager Deutsch-Eylau, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt.

Dort traf ich die ersten Belecker: Heini Müller (Schellewald) und Ludwig Bathe. Da ich zur damaligen Zeit Nichtraucher war, konnte ich Ludwig Bathe mit einem Päckchen Tabak beglücken.

Das Lager Deutsch-Eylau war in Hundertschaften eingeteilt. Eines Tages suchten die Russen Fachkräfte zum Demontieren von Umspannwerken, Überlandleitungen und der Zuckerfabrik Riesenburg. Ich hatte Glück und war mit 100 Personen dabei. Als erstes habe ich eine alte Dampfmaschine zum Antrieb eines Gleichstromgenerators flott gemacht, damit wurde ein großer Dampfpflug mit Seiltrommel gezogen. Da die Zuckerkampagne im Sommer beendet war, somit alle Lager mit Zucker und Rohzucker gefüllt waren, konnten wir uns reichlich mit entsprechender Zusatzverpflegung eindecken.

Ende August 1945 mussten wir ins Sammelager Deutsch-Eylau zurück. Bei der Demontage in der Zuckerfabrik hatten wir überall Zugang. Im Dampfturbinenkeller fanden wir zwei komplett eingepökelte Schweine, die im Lager von allen 150 Personen verzehrt wurden.

Im September 1945 ging es zum Bahnhof Deutsch-Eylau, wo wir in bereitgestellte Pullmann-Waggons eingesperrt wurden. Schon bald ging die Fahrt los über Insterburg, Brest Litowsk, Minsk, Moskau nach Tula. Im Waggon befanden sich ungefähr hundert Personen, die sich mit einem Loch für die Notdurft in der Größe von zehn mal zehn Zentimetern begnügen mussten.

In Tula, südlich von Moskau, konnten wir nicht bleiben. Unsere Fahrt ging somit weiter über Leningrad nach Narva in Estland. In Narva habe ich dann Hei-

ni Müller aus den Augen verloren. Jetzt waren wir nur noch 500 Personen und fuhren weiter nach Reval, der Hauptstadt Estlands. Man konnte kaum glauben, dass das Lager, welches nach der Straße benannt war (Katusipapi), sich inmitten eines Wohngebietes befand.

Nach einer vierzehntägigen Quarantäne ging es zum Arbeitseinsatz in den Straßenbau. Der Winter hatte schon Einzug gehalten, als man uns mit Winterkleidung versorgte. Diese bestand aus einer alten Watterjacke, einer Hose und Filzstiefeln (Patinkas). Der Winter ging ins Land, bis wir im Frühjahr 1946 nach Berufserfahrungen registriert wurden.

Daraufhin erfolgten verschiedene Arbeitstätigkeiten in der Armeewerkstatt, in einer Nagel- und Stiffabrik, in einer Möbelfabrik, sowie am Estonia Theater und im Estonia Krankenhaus in Reval. Die ersten zehn Stockwerke dieses Krankenhauses waren von Deutschen errichtet worden, ehe es den Russen in die Hände fiel. Jetzt kamen wir auch mit der estnischen Bevölkerung in Kontakt. Vorteilhaft war für uns, dass sehr viele Esten Deutsch sprachen. So verging Jahr für Jahr, immer im Glauben, dass es bald nach Hause ging.

Im Sommer 1947 kam es zu einer Begegnung mit einem Zivilagenten des evangelischen Hilfswerkes Erlangen. Er wollte von mir Namen und Heimatadresse wissen, ebenso das Lager, die Anzahl der dortigen Personen und meine Registriernummer. Durch diesen Kontakt haben meine Eltern einige Zeit später endlich Nachricht von mir erhalten.

Eine weitere Begebenheit möchte ich erzählen: Als wir 1948 von der Arbeit kamen und auf Umwegen durch das Hafengebiet in Reval fuhren, erkannte ich in einer uns entgegenkommenden Kolonne in der Nähe des Lagers Tonndi bereits von weitem Heini Müller. Als ich vom LKW kletterte, wurde ich von einem Gewehr eines Bewachers in Empfang genommen und ins Tonndi-Lager abgeführt. Noch am selben Abend wurde ich von meinen Kameraden „freigekauft“, ich wurde eingetauscht gegen „Naturalien“, die die Wachmannschaft des Tonndi Lagers brauchen konnten.

Heini Müller war der erste, der meinen Eltern Nachricht geben konnte. Dies war im Sommer 1949. Auf

СОЮЗ ОБЩЕСТВ КРАСНОГО КРЕСТА И КРАСНОГО ПОЛУМЕСЯЦА
СССР

Почтовая карточка военнопленного

Carte postale au prisonnier de guerre

Кому (Destinataire)

Familie

Yosef Rault

Куда (Adresse)

Deutschland

Belecke (Kreis 91)

(город, город, улица, № дома, округ, село, деревня)
Arensberg i. Westf.) Wilkestr. № 7

Отправитель (Expéditeur)

Helmut Rault

Фамилия и имя военнопленного

Nom du prisonnier de guerre

Yosef

Почтовый адрес военнопленного

Adresse du prisonnier de guerre

UdSSR

Moskau Postfach 392

Тип. «Красное знамя». Москва. Сувевская, 21. Октябрь 1922

Liebe Eltern und Geschwister! ... den 12.11.45

Unnächst ein Lebenszeichen aus russischer
Gefangenschaft. Bin immer noch gesund und
mehrlauf. Wie geht es Euch? Was ist mit
Hilz, Yosef und Theo? In Weihnachten
und Heiligabend wünsche ich Euch alles Gute.
In der Hoffnung daß ich bald Nachricht von
Euch erhalte und auf ein gerundes Wiedersehen
ganz Euch recht herzlich über Euch und Beide
Grüße an alle Verwandten und Bekannten. Helmut!

sämtlichem Schriftverkehr bzw. den Karten, die ich schrieb, durften weder Ort noch Standort angegeben werden. In dem Lager sollte auch eine politische Umerziehung erfolgen. Die Teilnahme an diesen Unterweisungen war zwingend. Ludwig Bathe habe ich danach aus den Augen verloren.

Nach meiner Heimkehr am 4.11.1949 (gleichzeitig war auch August Fischer heimgekehrt) fing für uns alle ein neues Leben an. Die Entbehrungen sind vergessen, und die guten Dinge bleiben in Erinnerung.

Helmut Raulf

Endlich zu Hause! Erinnerungen an den letzten Heimkehrer

Das Wiedersehen mit unseren kriegsgefangenen Soldaten war allemal ein besonderes Ereignis. Tage solcher Wiedersehen habe ich mit der Heimkehr von Josef Raulf (Püttmann) und Ludwig Wessel (Siewering) erlebt. Ganz nachhaltig berührte mich die Heimkehr von Karl Richter (Lüwer) aus der Weststraße am Silvestertage 1949. Als er bei seiner Ankunft auf seine Mutter zulief, die in der halbgeöffneten Deelentür stand, konnte ich meine Tränen nicht mehr unterdrücken!

Der Ankunftstag unserer Soldaten konnte uns vielfach frühzeitig mitgeteilt werden. So war auch der Tag angesagt, an dem mein allernächster Nachbar, Willi Wessel, heimkehren sollte. Der war der letzte spätheimkehrende Kriegsgefangene Beleckes, auf den wir länger warten mussten.

Als junger Soldat kam er im Jahre 1941 in Russland bei einem Pionierbatallion zum Einsatz. Schon 1943 geriet er in Gefangenschaft und musste in einem sibirischen Bergwerk arbeiten. Im Verlauf der Kriegsgefangenschaft wechselte er zu einer Arbeitsstelle in der Tschechoslowakei. Von dort konnte er schließlich ein schriftliches Lebenszeichen an seine Familie in Belecke schicken.

Am 2. Februar 1950 entließ man ihn aus dem tschechischen Lager. Der Grund seiner Entlassung war seine lebensbedrohliche Lungenerkrankung. Noch am gleichen Tag erreichte er das Not-Durchgangslager Friedland bei Göttingen. Sofort nach seiner Ankunft überwies ihn der leitende Lagerarzt zur

Provinzialanstalt nach Gütersloh, wo er am folgenden Tage eintraf. Genau einen Monat später, am 4. März 1950 entließ man ihn dort aus der Krankenabteilung, jedoch mit einer Arztbescheinigung, die weitere Krankenhausbehandlung vorschrieb. So erwarteten wir ihn an diesem Tage, wo es hieß: „Hierluisers Willi kommt!“

Die Bewohner der Altstadt Beleckes standen Spalier, als er noch sichtlich geschwächt seinem Elternhaus in der Mittelstraße Nr. 29 entgegenging. Ruhigen Schrittes ging dies alles, da sein Gesundheitszustand es anders nicht zuließ. Trotz der Anstrengung nickte er allen seinen alten und jungen Bekannten zu. Die Glocken läuteten zu seinem Empfang. Mit Glockengeläut brachte man zum Ausdruck, wie glücklich man nicht nur über seine, sondern über die Heimkehr aller Kriegsgefangenen war!

Heute läuten die Friedensglocken - endlich! Sie hatten auch am 1. September 1939 geläutet, damals - wer ahnte es? - zu Beginn des großen Sterbens. Heute schloss sich der Kreis. Mit Willi Wessel-Hierluisers waren alle Lebenden wieder daheim.

N.N.

Vertreibung aus der Heimat, Vertriebene in Belecke

Vertrieben aus der schlesischen Heimat - in Belecke im Sauerland ein neues Leben begonnen

Auszug aus meinen Erinnerungen
an unsere Heimatstadt Hummelstadt, Kreis Glatz -
von Alfred Pöschel

Das ganze Jahr 1945/46 verlief voller Ungewissheit unter polnischer Gewalt, keiner wusste, was kam, und die Parolen überschlugen sich, es war eine furchtbare Zeit. Die Parolen sagten auch, dass wir Deutschen aus den polnisch besetzten Gebieten raus müssten. Aber keiner wusste wann, wie und wohin. In Gedanken mit dem Gefühl, vielleicht ist es besser, bald weg zu kommen, dachten viele, ein Leben unter diesen Verhältnissen ist auch kein Leben mehr.

Aber wir konnten uns gar nicht richtig vorstellen, die Heimat zu verlassen, alles geschaffene Gut zu verlieren, vielleicht irgendwo in der Welt ohne alles eine Bleibe zu finden. Unser Gedanke war: Was wird mit uns noch geschehen?

Die Zeit ging dahin, der Winter war endlich vorbei, und am 24.03.1946 kam doch der Befehl der Miliz, dass am 26.03.1946 die Evakuierung begänne und alle Bewohner um acht Uhr in der Frühe mit höchstens zwanzig Kilo Gepäck zum Abtransport vom Ring aus bereit sein müssten.

Die Wohnungen mussten ohne Schäden und offen hinterlassen werden. Wertgegenstände mussten abgegeben werden. Zum Teil wurden Personen und Gepäck kontrolliert. Es wurde auch einiges gefunden und mit bösen Worten und Strafen gedroht. Gegen zehn Uhr wurden wir zum Bahnhof nach Sakisch, etwa fünf Kilometer entfernt, getrieben. Das Gepäck und die Personen, die nicht laufen konnten, wurden mit Pferdewagen gefahren. Zu je dreißig Personen und Gepäck wurden wir in Güterwagen verladen, und der Zug rollte ab. Mit einem wehmütigen und traurigen Gefühl mussten wir, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, die Heimat verlassen in eine ungewisse Zukunft. Der Zug rollte bis Glatz Hauptbahnhof, von da aus ging es zu Fuß in die Stadt zum ehemaligen Finanzamt. Dort wurden wir notdürftig auf dem Fußboden in großen Räumen mit etwas Verpflegung untergebracht. Nach zwei Tagen Aufenthalt wurden Gruppen von je zwanzig bis fünfundzwanzig Personen für den weiteren Transport zusammengestellt. Wieder mit unserem wenigen Gepäck zum Glatzer Hauptbahnhof, von wo dann ein langer Güterzug Richtung Westen, aber Ziel unbekannt, abfuhr. In den Transporten waren überwiegend ältere Leute, Frauen und Kinder, Männer ganz wenige, denn sie waren überwiegend in Gefangenschaft. Die Evakuierung von Hummelstadt und der ganzen Grafschaft Glatz wurde in unbestimmten Abständen bis zum Herbst 1946 durchgeführt. So gingen täglich, aus verschiedenen Orten zusammengewürfelt, die Transporte von Glatz

ab. Die Fahrt, mit einem Aufenthalt in Kohlfurt zur großen Entlassung, die sicher von den Westmächten angeordnet war, ging bis Marienborn bei Helmstedt. Dort wurden wir von den Engländern übernommen. Diese Stelle war eine Grenze der einzelnen Besatzungszonen. Noch vorhandener Schmuck und Wertgegenstände mussten abgegeben werden. Nach zwei Tagen Aufenthalt ging es nach Siegen. Für den weiteren Transport in die verschiedenen Gebiete wurden persönliche Ziele berücksichtigt. Nach etwa acht bis zehn Tagen unserer Vertreibung erreichten wir den uns zugewiesenen Ort Belecke. Hier wies uns Bürgermeister Hoppe bei Beele am Friedhof zwei Zimmer zu. Meine Frau, Tochter, Schwiegereltern und ich hatten wieder ein Dach über dem Kopf.

Nun fing ein neues, sehr bescheidenes Leben für uns an. Am schlimmsten war die Wohnungsnot. Die Einheimischen hatten schon Menschen aus den bombengeschädigten Städten aufnehmen müssen. Uns Vertriebenen wurde nicht selten für vier bis fünf Menschen ein Zimmer zugeteilt, und so mussten sich Einheimische, Bombengeschädigte und Vertriebene im Zusammenleben über Vieles einigen. Reibereien blieben da nicht aus.

Die Versorgung wurde durch Lebensmittelkarten, Bekleidung und Gebrauchswaren mit Bezugsscheinen abgewickelt. Wahrlich ein bescheidenes Leben, vor allem für Ältere und Kinder.

Durch den Krieg war ganz Deutschland, manche mehr, andere weniger arm geworden. Immerhin waren es 10 Millionen Menschen aus den Deutschen Ostgebieten, 3 Millionen Deutsche aus dem Sudetenland und 1 Million deutschstämmige Menschen, die ihre Heimat in den Ost-Ländern aufgeben mussten und in dem kleiner gewordenen Deutschland aufgenommen wurden.

Alle, die noch gesund waren und arbeiten konnten, fanden eine Beschäftigung, wenn auch selten in dem erlernten Beruf. Mit Mut in die Zukunft schauend und mit viel Fleiß ging es langsam wieder bergauf.

Alfred Pöschel

Bekommen wir auch Vertriebene zugewiesen?

Ende März, Anfang April 1946 trafen die ersten Vertriebenen in Belecke ein. Evakuierte und Flüchtlinge waren schon vorher gekommen und hatten bei ihren Verwandten oder Bekannten Zuflucht gefunden.

Dem Amt Warstein wurden 1 500 Vertriebene zugewiesen. Das Wohnungsamt musste zwangseinweisen. 600 Zimmer wurden beschlagnahmt. Die Einheimischen reagierten mit Empörung, die Vertriebenen waren niedergeschmettert. Aus der Heimat vertrieben, Hab und Gut verloren, und nun wurden sie als ungebetene Gäste abgelehnt.

Der Jahresbericht 1946 der Amtsverwaltung Warstein berichtet von 550 Einsprüchen gegen die zwangsweise Belegung von Wohnungen und von 2.200 Anträgen auf Wohnungswechsel. Tausend Personen nahmen monatlich das Wohnungsamt in Anspruch und das bei einer Gesamteinwohnerzahl von 17 080 laut Statistik von Januar 1947. Für die Flüchtlinge und Vertriebenen wurden die leerstehenden Baracken ausgebaut, insgesamt 54 Räume.

Wie aber sah das Trauerspiel konkret aus? Die damals 20jährige A. H. berichtet:

„Seit 1944 lebten die in einer rheinischen Großstadt ausgebombten Großeltern bei uns; unsere Familie selbst zählte sechs Personen. Als die Großeltern einzogen, natürlich ohne jedes Hab und Gut, wurde kurzerhand ein Bett auf die Kornkammer geschoben. Wir lebten nun in sehr beengten Verhältnissen.

Als ich eines Tages im April 1946 von meiner Arbeit nach Belecke zurückkam, fielen mir die vielen fremden Menschen auf. Es seien Ostvertriebene, wurde mir gesagt.

Zu Hause in der Küche saß eine fremde Frau am Tisch. Dicke Tränen liefen ihr übers Gesicht. Sie erzählte und weinte. Mutter hörte ihr schweigend zu und versuchte vorsichtig, die Fremde zu trösten.

Dann erfuhr ich, Frau Schmidt war uns zugewiesen worden als Ostvertriebene. Ja, wo konnten wir sie unterbringen? Sollten wir sie auf dem Sofa im Wohnzimmer schlafen lassen? Gab es eine andere Lösung? Als Vater von der Arbeit am Spätnachmittag nach Hause kam, wurde die Stimmung eher ge-

reizter. Er hatte schon unterwegs von der Zwangszuweisung gehört, aber auch erfahren, dass man von der Gemeinde einen kleinen Kanonenofen bekommen konnte, um ein zusätzliches Zimmer heizen zu können.

Es wurde beschlossen, die Asse auszuräumen. Die Schlachtwaren fanden teils auf dem Heuboden, teils im Keller Platz, wie zum Beispiel das Pökelfass. Der Einmachschrank blieb im Zimmer als Ablage für Frau Schmidt. Ein Stuhl aus der Küche, ein altes Tischchen aus dem Keller und ein altes Drahtbett, das seit Generationen auf dem Heuboden gestanden hatte, waren das ganze Inventar für unsere neue Mieterin. Aber es war kalt auf dem Zimmer zu Beginn des Monats April. Vater besorgte den Kanonenofen von der Gemeinde, dazu fand er ein Stück altes Ofenrohr, stemmte ein Loch in den Schornstein, der Gott sei Dank durch das Zimmer führte. Deshalb auch war die Wahl auf diesen Raum gefallen, und Vater schloss den Ofen an.

Damit waren natürlich nicht die Probleme gelöst. Frau Schmidt hatte - wie alle Vertriebenen - nur Handgepäck mitnehmen dürfen. Da sie schon älter war, hatte sie nicht einmal die erlaubten zwanzig Kilo tragen können. Außer ihrer Leibwäsche und Kleidung war sie mittellos.

Das Bett musste Kissen und Bezüge haben, die Fenster Gardinen, die die Asse nicht gehabt hatte. Frau Schmidt besaß keine Tasse, keinen Teller, kein Besteck, keinen Topf, keine Nadel und keinen Faden, kein Handtuch und kein Trockentuch. Dem Zimmer fehlte natürlich fließendes Wasser, aber es gab einen Kran auf dem Flur.

Das Haus hatte selbstverständlich kein Badezimmer und kein WC. Aber nun neun Personen und drei Heizstellen, die fast ausschließlich mit Holz versorgt werden mussten, weil Kohlen fehlten. Wo sollte Frau Schmidt kochen, wo sich waschen, wo baden? Bei uns in der Küche oder im Vorrat? Baden am Samstag in der Zinkbadewanne? So praktizierten wir es seit Jahren. Ich denke, meine Mutter mit ihrem großen Herzen hat morgens, wenn alle anderen aus dem Hause waren, eine annehmbare Lösung gefunden. Dass Frau Schmidt mit von unseren Mahlzeiten leben durfte, war selbstverständlich. Die beiden Frauen hatten ein gutes Verhältnis zueinander. Die eine erzählte von der verlorenen Heimat,

den verlorenen Angehörigen, die andere hörte zu. Durch Zufall bekam ich auch ein Gespräch mit, das nur flüsternd geführt wurde. Frau Schmidt war eine korpulente Frau mit entsprechender Oberweite, aber nicht mehr in der Blüte der Jahre. Sie hatte bei der Vertreibung aus Schlesien, sie war dort wohlhabend gewesen, einen schönen Geldbetrag in großen Scheinen mitgenommen und auch kostbare Ringe. Die Geldscheine hatte sie eng zusammengerollt und, wie auch einige kostbare Ringe, mit Klebeband unter ihre Busen festgeklebt und so viel Geld und Schmuck durch die polnische Leibesvisitation gebracht. So vermutete ich richtig, dass Frau Schmidt mit ihren geretteten Scheinen Mittel und Wege fand, nach verschollenen Angehörigen zu suchen. Nach einigen Monaten hatte sie Erfolg und wurde von ih-

rem Schwiegersohn von Belecke weggeholt.

Wir aber bekamen im Jahre 1947 eine junge Vertriebenenfamilie mit einem kleinen Mädchen zugewiesen. Aber da waren meine Großeltern schon in die Großstadt zurück gezogen."

N.N.

Diese Erzählung ist beispielhaft für das Leben, wie es sich in vielen Häusern in Belecke in jenen Jahren abspielte.

Wie groß die Wohnungsnot jener Jahre war, soll auch beigefügtes Schreiben des Amtsdirektors des Amtes Warstein an die Ortsbürgermeister dokumentieren. Über den Erfolg der Maßnahme können wir allerdings keine Angaben machen.

A b s c h r i f t !

Der Amtsdirektor
Aktenz: VI.D.K.5.10.

Warstein den 22. 9.1946.

An die Herrn Bürgermeister
im Amte Warstein.

Nach einer Verfügung des Herrn Oberkreisdirektors in Arnberg ist nunmehr das gesamte Wohnungswesen in dem Kreiswohnungs- und Planungsamt vereinigt worden. Aufgabe des Planungsamtes ist es, auszubauenden Wohnraum festzustellen, um daraus mit möglichst wenig Arbeit - und Materialaufwand Wohnungen zu schaffen.

Insbesondere sollen Dachgeschosse, die sich für den Ausbau von Wohnungen eignen, ausgebaut und zur Unterteilung größerer Wohnungen neue selbständige Wohnungen geschaffen werden.

Ferner besteht seine Aufgabe darin, Ställe, leerstehende gewerbliche Räume, Lagerräume, Baracken, Hallen u.s.w., auf ihre Ausbaumöglichkeit zu untersuchen. Auch sollen säumige Hausbesitzer veranlaßt werden, leicht beschädigte Wohnungen ihres Grundbesitzes instand setzen zu lassen, da dieses häufig unterbleibt, um der Aufnahme von Flüchtlingen zu entgegen.

Ich bitte, in Ihrer Gemeinde Feststellungen nach dieser Richtung zu treffen und mir entsprechende Vorschläge zu unterbreiten. Über die von mir dem Planungsamt vorzulegenden Vorschläge wird dieses nach Prüfung eine Dringlichkeitsliste aufstellen, die bei größeren Bauvorhaben dem hiesigen Amtsbauausschuß die Grundlage für seine Entscheidungen abgeben soll.

Ich sehe der Vorlage Ihrer Vorschläge innerhalb 14 Tagen entgegen.

gez: G e i s l e r .

Das gesellschaftliche Leben in den ersten Nachkriegsjahren

In den Jahren 1933 bis 1945 war das gesellschaftliche Leben im Wesentlichen von den politischen Verhältnissen bestimmt. Später prägte häufig der Krieg auch die privaten familiären Feiern wie das Vereinsleben in Belecke. Mit der "Stunde Null" musste man auch im gesellschaftlichen Leben neue Formen finden.

Wie ein junger Heimkehrer das neu beginnende gesellschaftliche Leben in seiner Heimatstadt Belecke erlebte, erfahren wir aus folgendem Bericht.

Als ich im Spätsommer 1945 mit der WLE aus Lippstadt kommend auf dem Belecker Bahnhof eintraf, stand eine große Anzahl Jugendlicher und junger Erwachsener vor der Sperre und begrüßte mich mit großem Jubel. Woher wussten die, dass ich heute kam?, fragte ich mich. In der nächsten Zeit fand

ich heraus, dass sie nicht speziell zu meinem Empfang erschienen waren. Der Belecker Bahnhof, der Bahnhofsvorplatz hatte sich zum Treffpunkt junger Leute entwickelt, wo man sich nachmittags und abends - vor allem aber an den Wochenenden - traf, wenn die vier Züge aus Warstein, Soest, Lippstadt und Brilon sich hier begegneten. Im Belecker Volksmund nannte man dieses Spektakel "Züge schmieren". Der Ausdruck geht auf die Tätigkeit der Lokführer oder Heizer zurück, die den ca. 15-minütigen Belecker Aufenthalt oft dazu nutzten, bestimmte bewegliche Teile der Loks zu ölen.

Wir aber "schmierten" abfahrende oder ankommende Reisende mit passenden oder unpassenden Bemerkungen - hauptsächlich Bekannte oder auch Mädchen und junge Frauen. Oft fanden wir uns spä-



Karneval 1946 in der Bahnhofswirtschaft „Hötte“

ter in den Kneipen der Bahnstraße, beim Bahnhofswirt Hötte, im Hotel Cruse oder in der Gastwirtschaft Röttger wieder. Es gab so viel zu erzählen, Neuigkeiten auszutauschen, teils hatten wir uns Jahre nicht mehr gesehen. Bald wurde mit dem Schifferklavier Musik gemacht. Einheimische, kriegsgefangene Deutsche aus dem Hirschberger Lager, Ausgebombte, eine gemischte landsmannschaftliche Gesellschaft fand sich so zusammen.

Zum Karneval 1946 hatte Bahnhofswirt Hötte sein "Gesellschaftszimmer" (den Warteraum zweiter Klasse) für eine Gruppe junger Leute zur Verfügung gestellt. In diesen Stunden hatten wir den Krieg vergessen und genossen tanzend und feiernd eine Freiheit, die wir lange hatten entbehren müssen.

Bei dieser Gelegenheit entdeckten wir unsere Defizite beim Tanzen. Wer von uns hatte je einen Tanzkurs mitgemacht, - wann war der letzte gewesen? Es dauerte nicht lange, da bot die Tanzschule Mende aus Lippstadt einen Kursus in Humperts Saal an. Unser Freundeskreis nahm geschlossen teil. Von den

männlichen Teilnehmern waren nur zwei älter als 21 Jahre, 30 waren zwischen 17 und 21 Jahre alt. Neben Standard- lernten wir auch moderne Tänze. Im Mai 1946 feierten wir Schlussball. Helga Siepmann und Paul Schiermeister waren unser Tanz-Königs-paar.

"Not lehrt beten." Dies Sprichwort fand ich bestätigt, als ich 1945 aus der Gefangenschaft zurück kehrte.

Die sonntäglichen Messen waren voll. Die ersten Prozessionen hatten schon in jenem Frühsommer stattgefunden mit Fahnen, Blasmusik, Blumentepichen und Altärchen. Die "Kirche" schien nahtlos da anzuknüpfen, wo sie auf Befehl der Nazis ihre Aktivitäten hatte einstellen müssen. Ein reges Leben beherrschte die katholische Jugendarbeit, angefangen bei der Jungschar bis hin zu den Senioren der Kolpingsfamilie und dem Mütterverein. An den katholischen Festtagen quoll die Kirche über. An



Der erste Tanzkurs nach dem Kriege

Jugendsonntagen wie beispielsweise am Christkönigsfest fanden viele Jugendliche keinen Platz mehr im Innenraum. Vor beiden Kirchentüren stauten sich die Gläubigen. Vor allem Vikar Thöne verstand es mit seinen Predigten, mit brillierender Redegewandtheit uns in die Gottesdienste zu locken. Auch seine Gruppenstunden waren bei weiblichen und männlichen jungen Menschen beliebt.

Neben den kirchlichen Vereinen war es vor allem der Sport, der in seinen verschiedenen Sparten wieder normales Leben dokumentierte. Als ehemaliger Jugendfußballer wurde ich bald in die erste Seniorenmannschaft integriert. Die meisten Sonntage jener Jahre verbrachte ich - neben dem Kirchgang - auf dem Sportplatz. Der Spielbetrieb mit den Nachbarorten normalisierte sich. Fast jeden zweiten Sonntag fuhren wir per Fahrrad oder auf einem LKW mit Holzvergaser zu Auswärtsspielen. Fußball-Pokalfeste in Belecke oder in den umliegenden Orten waren für uns ein Ereignis. Ein besonderes Spiel fand im Sommer 1946 auf dem Belecker Sportplatz statt, wir spielten gegen eine englische Militärmannschaft. Selten hatten wir so viele Zuschauer am Platz neben dem Schwimmbad. Auf sportlichem Gebiet war der Krieg Vergangenheit, obwohl noch viele Belecker Männer sowohl im Osten als auch im Westen in Gefangenschaft waren.

Gesellschaftliche Kontakte zu den Besatzern hatte es schon zum Jahreswechsel 1945/46 gegeben. Die Engländer veranstalteten Tanzabende in den Räumen der Siepman-Werke. In Ermangelung von Partnerinnen wurden deutsche Frauen und Mädchen eingeladen - auch mit ihren Freunden und Verlobten. Als später nur noch weibliche Gäste geduldet wurden, war es bald mit der Tanzerei dieser Art vorbei.

Aber wie bereits erwähnt, fand bald der erste Tanzkursus statt, die erste private Karnevalsfeier war ein Erfolg gewesen. Wir jungen Leute wollten nach den Jahren der Entbehrung "leben"! Wir hatten ja so viel verpasst. Also häuften sich nicht nur die privaten Feten. Die verschiedenen Vereine luden ein. Es flossen zwar noch nicht Wein und Bier in Strömen - Wein gab es in unserer Gegend überhaupt nicht in jenen Jahren, das Bier war Dünnbier -, aber da war ja der selbstgebrannte Schnaps aus Korn, Kartoffeln oder

Rüben, und der tat seine Wirkung. Zudem wurde die Lebensfreude geweckt durch die Musik. Und wer spielte auf den kleineren oder auch größeren Veranstaltungen? - "Die Stiebinger", hieß es, "Rolf und Wolfgang Akkordeon, Ernst Klavier und Raulfs Atti Schlagzeug".

Nach zaghaften Versuchen in Straßen oder Ortsteilen, Karneval und Schützenfest neu zu beleben, wurde im Februar 1948 ein offizielles Karnevalsfest bei Humperts vom Sportverein ausgerichtet. Kurz nach der Währungsreform feierte der Gesangsverein sein Weinfest bei Happen. Die Kolpingfamilie lud zum Tanzabend in Humperts Saal ein.

Langsam nahm, bescheiden in Ansprüchen und Ausgaben, das gesellschaftliche Leben in Belecke normale Formen an. Der Krieg war noch nicht vergessen, aber die schlimmsten Schrecken verblassten allmählich. Man wünschte sich Frieden. Friedvolle Volksfeste waren das Zeichen einer friedvollen Zukunft.

Eine Reaktion auf unsere Arbeit

Während unserer Arbeit erreichte uns das Schreiben eines jungen Beleckers. Da es eine der wenigen spontanen Reaktionen auf unsere Arbeit war, geben wir es hier, unwesentlich gekürzt, wieder.

Wir haben uns über den Brief sehr gefreut, zumal es sich um eine Stimme aus der jungen Generation handelt. Den Erwartungen dieses kritischen und politisch interessierten jungen Mannes nach lückenloser Aufklärung der damaligen Zeit in unserer Heimat konnten wir nicht voll gerecht werden.

Wir waren um Vollständigkeit und Objektivität bemüht, haben aber einige sehr private personenbezogene Fakten zurückgehalten oder behutsam interpretiert. Frieden und Eintracht in Belecke in Familien und Nachbarschaft waren uns wichtiger als die lückenlose Darstellung von Einzelheiten.

Komitee zur Aufarbeitung
Nationalsozialistischer Vergangenheit
z. Hd. Herrn Peter Wessel
Am Probsteiberg
59581 Warstein-Belecke

Liebe Komiteemitglieder,

per Zufall habe ich auf dem Belecker Schützenfest von Franz Gerte erfahren, daß sich in Belecke ein Kreis zusammengefunden hat, der die nationalsozialistische Zeit von 1933-1945 aufbereitet und der Nachwelt zugänglich macht.

An dieser Stelle zunächst einmal mein allerherzlichstes Dankeschön, daß Sie den Mut haben und sich Zeit nehmen, dieses düstere Kapitel der Deutschen Geschichte für Belecke aufzuarbeiten. Es wird in vielen Fällen nicht einfach sein, zuverlässige Quellen zu finden, und von den noch lebenden Zeitzeugen, aus unterschiedlichen persönlichen Erlebnissen, ein Bild zusammenzusetzen, das möglichst objektiv und wahrheitsgetreu die 12 Jahre nachzuvollziehen versucht.

Jeder einzelne hat sicher seine persönlichen Erfahrungen gemacht, die in vielen Fällen durch die Zeit verblaßt sind. Zudem will man vermutlich nicht so sehr in der Vergangenheit „wühlen“. Meines Erachtens ist dies aber die letzte Chance, aus Augenzeugenberichten Informationen für die nachfolgenden Generationen zu erhalten. Wenn Sie das jetzt nicht machen, ist das Wissen in einigen Jahren verloren.

Ich schreibe diesen Brief auch an Sie, weil mir durch das Gespräch mit Franz Gerte klar geworden ist, daß das Feld Familie mit sehr vielen Tretminen belastet ist. Viele Betroffene und deren noch lebende Angehörige sind sicherlich über die Taten ihrer Eltern, Großeltern und Verwandten nicht erbaut, vielleicht sogar sehr erbost, beschämt und unwissend. Es kommt bei den Befragungen sicherlich oft zu schwierigen Erinnerungen der Betroffenen, so daß bei Ihnen bestimmt oft Zweifel aufkommen, ob man die Erlebnisse aufschreiben sollte oder nicht.

Ich weiß aus dem mütterlichen Familienkreis, daß unsere Familie auch nicht unbeteiligt war und zum Beispiel „ein fanatischer Nazi“ war. Auch mein.....war dem Regime nicht unbedingt feindlich gesinnt, wenn er auch nie an der Front war. Vielleicht hätte ein Fronteinsatz seine Meinung zur NSDAP verändert.

So gibt es sicherlich in vielen Familien Verbindungen und Erlebnisse, die aufzeigen, daß auch in Belecke das Hitler-Regime auf fruchtbaren Nährboden stieß.

Bitte nutzen Sie die letzte Chance, alle gesammelten Informationen der Nachwelt zugänglich zu machen und zu erhalten.

Für Ihren Mut und Einsatz vielen Dank.

Unterschrift